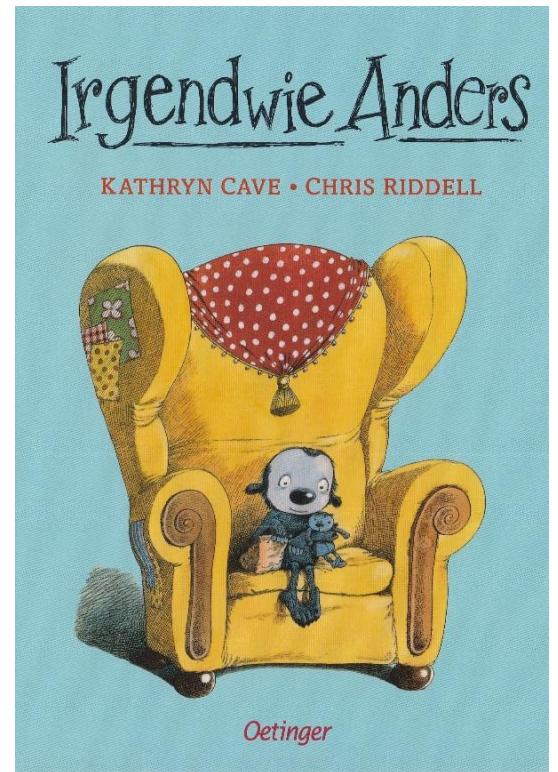


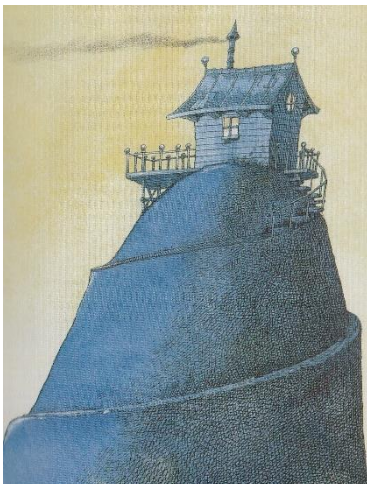
Vorwort

Erst durch die Peer Counseling Weiterbildung war es mir möglich einen zentralen Teil meiner Sozialisation zu betrachten und mich punktuell zu reflektieren. Der literarisch aufgearbeitete Text spiegelt in sehr ausgewählten Worten Situationen und Emotionalität wieder. Das Ergebnis ist ein Reisebericht durch die Gefühlswelt eines Heranwachsenden, situativ sehr eingegrenzt, um den Rahmen einer Abschlussarbeit zur 25. PCW nicht zu überfordern. Die Erzählung wird bildhaft durch die Illustrationen des Kinderbuchs „Irgendwie Anders“ von Kathryn Cave und Chris Riddell, erschienen im Oetinger Verlag (1994), unterstützt. Es wurde keine Bildbeschreibung angefertigt.



Die Erzählung vom großen Ganzen und kleinem Detailreichen oder vom Erleben und Erfahren IRGENDWIE ANDERS zu sein.

Es war einmal ein Kind. Ein Junge, der ins Arbeitermilieu einer Provinz-Stadt geboren wurde und im Schatten der Schweizer Alpen und des dortigen Konsumangebots aufwuchs. Dem gegenüber stand kontrastreich nicht nur finanzielle Armut, sondern auch die Suchtproblematik mehrerer Familienmitglieder, sowie physische und psychische Gewalt innerhalb einer toxischen Eltern-Paar-Beziehung und Eltern-Kind-Beziehung. All



das nahm Einfluss auf die kindliche Entwicklung und störte nachhaltig das Wachsen an Herausforderungen. Diese Sozialisation bestimmte weit über die ersten Jahre des Kleinen hinaus dessen Leben.

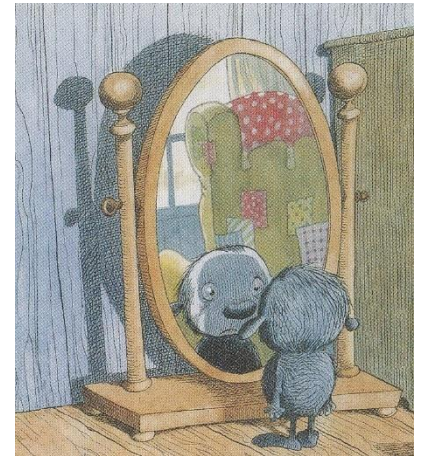
Die Zeitspanne des Kindergartenbesuchs birgt tief verwurzelte Familienkonflikte und tiefsitzende Traumata in sich. In diesen ersten Jahren wurde die Anlage des Verdrängens der Ich-Auseinandersetzung, als Negativressource angelegt. Es dauerte bis ins

junge Erwachsenenalter, um die Mechanismen zu erkennen und noch viel länger, um das System in Frage zu stellen, geschweige denn, dessen Mauern einzureißen.

Wenn all das nicht schon IRGENDWIE ANDERS machte, wurde im Alter von 8 Jahren die Welt des Kindes ein weiteres Mal auf den Kopf gestellt.

Der Junge kannte die Blindheit der Großmutter, die hochgradige Seheinschränkung der Mutter, die Sehbeeinträchtigung des Bruders und nun war er dran: die Fachärzte ermittelten auch bei ihm eine diffuse Erbkrankheit, die über Jahre, mit teils widersprüchlichen Diagnosen befüllt wurde, aber definitiv eine fortschreitende Sehbehinderung ist.

In der Grundschulzeit wuchs der Junge emotional zwiespältig in zwei Haushalten auf. Einerseits bei der Großmutter, ein Leben das in seiner Einfachheit der finanziellen Ausstattung und daraus resultierender Alltagsproblematik dennoch bunt war. Diese kleine heilsame Welt bot Schutz vor dem da-Draußen und dem normal-



sein-müssen. Die anfänglich moderate Sehbeeinträchtigung wurde durch das Tragen einer einfachen Brille kompensiert und die Umwelt dadurch erlebbar. Die Tatsache, dass die Behinderung eine sukzessive Verschlechterung der visuellen Wahrnehmung bedeutet, wurde bereits zu dieser frühen Zeit vom Umfeld verdrängt.

Der behüteten Welt gegenüber stand der elterliche Haushalt, mit fehlender Farbe und einem strengen verlangen nach Anpassung und Funktionalität – ein normalsein anderer Qualität.

Nach der Grundschule wechselte der Junge in den regulären, eingliedigen Hauptschulvollzug, in einen anderen Schulbezirk, ein anderes sozioökonomisches System, in ein anderes und verändertes Ich.

Die heile Welt brach auseinander, der vertraute Schutzort und die verlässliche Bezugsperson der Großmutter gingen abrupt abhanden. Die Eltern hingegen boten sich nicht als Ersatz an, sie gingen schon früh, vor dem Aufstehen des Jungen, zur Arbeit und wenn sie nachmittags wiederkamen, ging es um die eigenen Alltagsprobleme. Das Kind aber war allein.

Das Leben unter Gleichaltrigen, die immer schon in diesem ruppigen Sozialgefüge aufwuchsen, wurde für den Jungen spürbar komplizierter – Gutgemeintes wurde zur

Tortur – eine Mutter, die durchsetzt, dass ihr Kind in der ersten Reihe sitzen sollte, weil es schlecht sieht, stempelt es unumkehrbar zum Außenseiter ab. Sicherlich bestand die Notwendigkeit vorn zu sitzen, sicherlich wäre ein subtileres Vorgehen



möglich gewesen, Subtilität wich aber immer schon radikalem kümmern.

Von Tag zu Tag entfaltete sich eine Sozionalität, die der Junge nicht verstand und als Spießrutenlauf empfand. Es gab niemand, der ihm bei der Übersetzung der Alltagsregeln half. So wurden mitmachen, mitlachen und mitspielen zur Seltenheit und das schulische Umfeld befeuerte das Gefühl IRGENDWIE ANDERS zu sein.

Der Schulwechsel bereitete den Wendepunkt von heilsamen Außen zu unliebsamen Inneren den Weg. Aus dem erworbenen Stresszustand erwuchs dann noch das Unvermögen alltägliche Herausforderungen bewältigen zu können. In der familiären

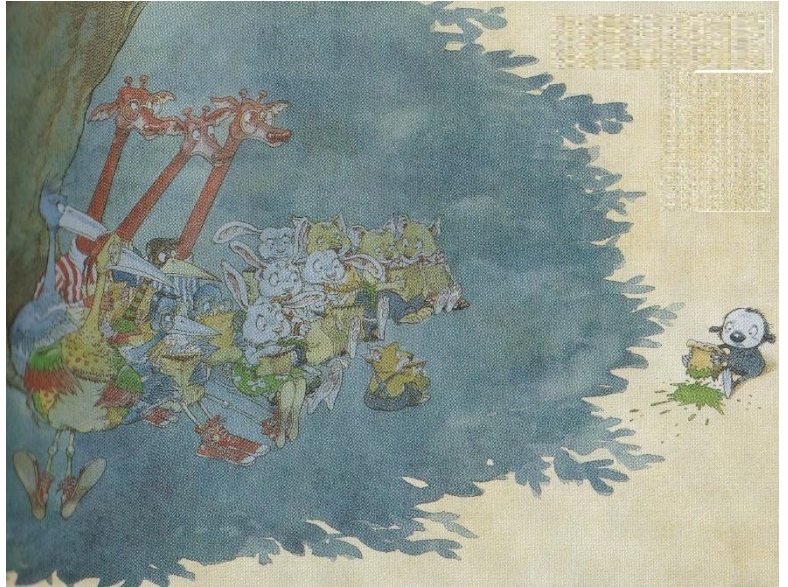
Erlebniswelt war nur Platz für die matriarchalische Doppelmoral: nach außen ging es um Abbau finanzieller Schuld, um gesellschaftliche Funktionalität zu beweisen, nach Innen hingegen regierte ambivalent emotionaler Druck und Gefühlssparsamkeit.

Eine einsame Welt in Heim und Schule tat sich dem Jungen auf und hatte nicht weniger als einen Kulturschock für ihn übrig. Der Duden definiert Kulturschock so: „(beim unmittelbaren Kontakt mit einer fremden Kultur) Schreckhaftes Erleben der Andersartigkeit, der durch die fremde Kultur erlebbaren Realität.“ Der Ortswechsel und Mangel an Resilienz löste eine gedankliche Schockstarre aus und hemmte nicht nur den Start in der neuen Schule, sondern über Jahre das Fortkommen. Der Heranwachsende warf sich in seiner Sensibilität diese Starre, als Schwäche vor, das als ständiges Scheitern in sich und an allem definiert wurde.

Das Leben war nicht nur IRGENDWIE ANDERS, sondern er fühlte sich zudem zu unreif für die vor ihm liegenden Zukunftsfragen, die das Leben an einen Jugendlichen stellt, darüber hinaus zu ungenügend für Freundschaften mit sozial Gleichgestellten, vor allem viel zu ungenau im Schulunterricht und Lernen, meist zu unachtsam bei jedem Schritt und jeder Fehltritt



führte weiter zur Ausgrenzung, durch Mobbing, das damals als so-sind-Kinder-eben abgetan wurde. Und die Eltern? Die Eltern waren zu beschäftigt mit dem Alltag, um aufgeschlossen genug mit der Wesensveränderung des Kleinen umzugehen. In der mangelnden Sorgfalt einer gefestigten Mutter-Kind-Beziehung wurde das Kümmern zu einem oberflächlichen Kümmern-ohne-Grenzen, das beidseitig als Zuneigung missinterpretiert wurde und auf den kleinen Schultern schlichtweg erdrückend schwer zu tragen und ertragen war.



Die physische und psychische Überbelastung seit der 5. Klasse hielt auch bis zum Schulabschluss an. Alles Leben war eine Belastungsprobe an der der Junge zu zerbrechen drohte. Nur ein latenter Schutzschild, gebaut aus Intoleranz und Egoismus, half gegen verbale Attacken und handfestes ignoriert werden.

Der durchlässige Schutz von außen wurde immer mehr durch einen Kerker von innen ersetzt. Die Außenwelt hatte hier drinnen nichts verloren und die Innenwelt besaß stattdessen eine Fernbedienung, vorgefertigte Meinungen und grobschlächtige Klischees prasselten tagtäglich, vom Aufstehen bis in die Träume, durch das warme Fernsehgerät, 24/7 in Bild- und Ton-Attacken auf den Jungen ein.

Der unreflektierte Umgang der Eltern, mit den Lebensthemen eines jungen Menschen, der auch durch seine Sehbeeinträchtigung IRGENDWIE ANDERS schien, beschwor eine unumstößliche Selbstoffenbarung herauf: das ignoriert-werden vom engsten und fernen Umfeld habe IRGENDWIE einen nicht erkannten, aber hand-festen Grund und rechtfertigte IRGENDWIE die Ausgrenzung und Anfeindung. Es könne daher nur sein, dass ein mangelhafter, unliebsamer Charakter ANDERS mache und dieser Charakter-Mensch zum ANDERS-sein gezwungen ist.

Dieses Schuld-Diktat schrieb sich über Jahre fort.

Das Wirken und Unwirken der ambivalenten Mutter, zwischen Depression und Überfürsorge gefangen, und des emotional abwesenden Vaters führten den hochsensiblen Jungen zu einer weiteren Lektion: nur für sich zu sein, ist am Ende des Tages, am wenigsten schmerzlich. Alleinsein tat IRGENDWIE ANDERS weh und war bald schon nicht mehr schwer, wohlwollend und fürsorglich mit sich umzugehen dagegen schon.



Durch das Ungleichverhältnis der Eltern, einerseits das Erleben einer psychisch forderungstarken Abhängigkeits-Beziehung und andererseits eine emotional Vernachlässigte, erwarb der Jugendliche eine tiefgreifende Entscheidungsunfähigkeit.

Allein der Wunsch nach Unabhängigkeit, gar diesen formulieren zu können, ist als erster Schritt zur Entscheidung von Selbstbestimmung anzuerkennen. Der Junge aber war zu ängstlich, zu verschlossen, zu abhängig, um diese einfachen Worte zu erdenken, geschweige denn der Umsetzung Raum zu schenken.

Dieser Mangel an Selbst, implizierte das Scheitern in Situationen, scheitern in



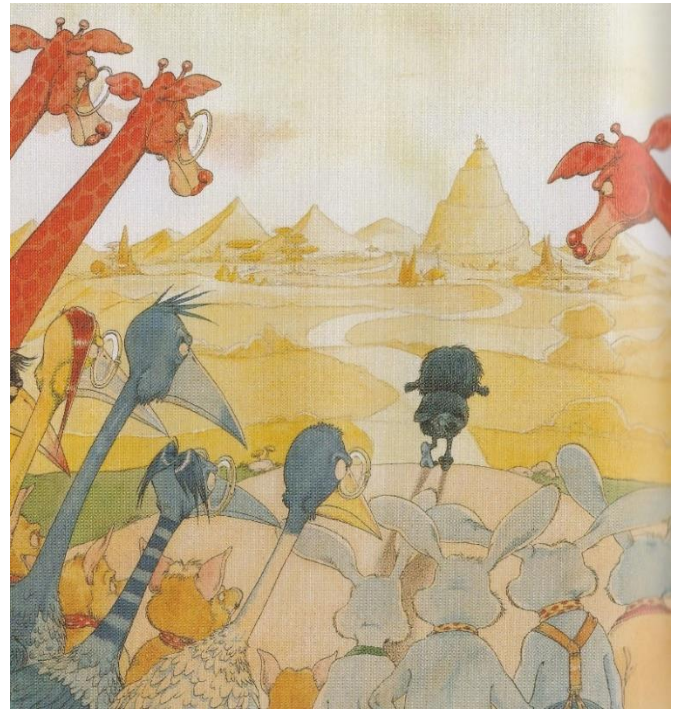
Beziehungen, scheitern an eigenen und erfahrenen Emotionen, ein Weg voller Trümmer, ein unreflektiertes weiter stolpern, straucheln, fallen, straucheln und fallen.

Der Mensch wäre aber nicht „the fittest“, wenn er Lebensumstände nicht aushalten und verändern könne. Menschen sind und bleiben sozial engagierte Wesen und sie

bilden Peer Groups gegen das Vergessen-werden. So taten sich auch die Ausgestoßenen, die Un-liebsamen und Unnormalen der Schule zusammen und bildeten eine lose Gruppe mit Personenbeziehungen, seinerzeit als Freundschaften tituliert, tatsächlich ein Zweckverband für das Mensch-sein.

Die Tage zogen ins Land und der unentschlossene Junge sah sich, mit dem Hauptschulabschluss in der Tasche, mit der Realität konfrontiert. Der vage Entschluss eine weiterführende Schule zu besuchen, statt das eigene Unvermögen in einer Ausbildung

zu erleben, wurde mit den Worten „...aufgrund der Sehbehinderung können wir ihn nicht aufnehmen“, abgeschmettert. Ein herber Rückschlag. Was tun ohne Perspektive? Erstmals sah sich der Jugendliche ganz offen, ganz frontal mit seiner Behinderung angeklagt und wusste sich nicht zu wehren, nicht zu verteidigen oder einen Kompromiss zu schließen. Sein einziger Plan war Ratlosigkeit und das nächtliche TV-Programm, indem alle Bedenken weg-gezappt wurden. Es packte ihn die Entscheidungsunfähigkeit. Sie schüttelte ihn, doch brachte kein Ergebnis hervor.

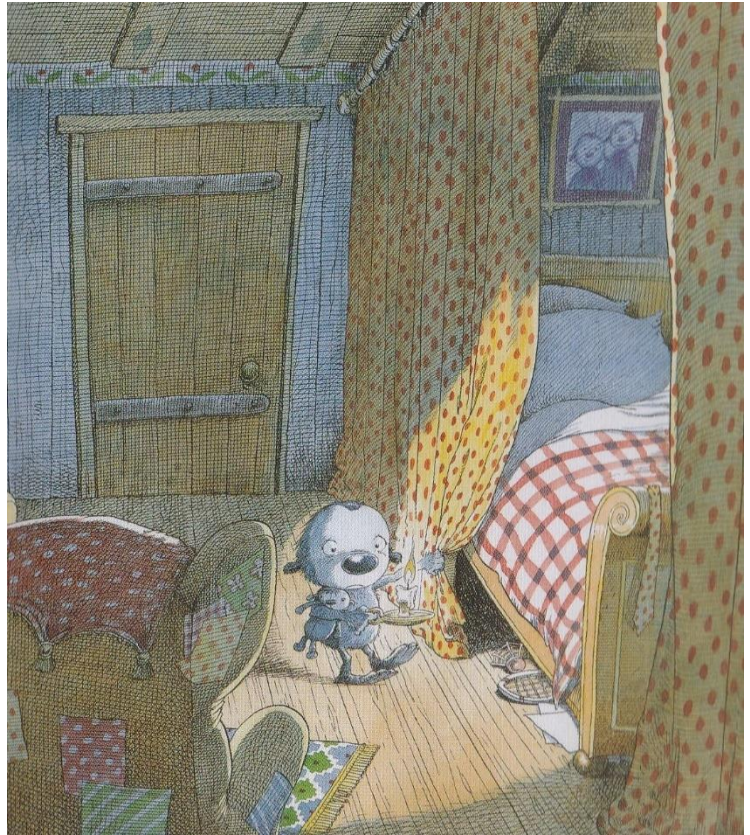


Bei der Mutter entstand stattdessen halt-loses kümmern und hektisches Treiben. In einem überschätzten Liebesbeweis, wurde nach dürftiger Beratung, als letzte Chance, ein Alternativplan gezimmert – eine Internatsschule.

Vater, Mutter, Kind führen ins Unbekannte: andere Schule, neue Stadt. Und die Reise in eine ungewisse Zukunft wurde von echo-reicher Sorge und hallloser Freude begleitet. Von seiner Abenteuerlust gepackt, hoffte der Junge, dass das bisherige IRGENDWIE ANDERS sein sich zu einem Irgendwie normal-anfühlen wandeln könnte. Diese neuen Gedanken kreisten in seinem Kopf und machten ihn schwindelig. Sie kreierten eine Idee: sich neu definieren, neu erfinden und alles richtig machen. Formalitäten, Internats- und Schulbesichtigung, viele danke-für-diese-Chance-Gespräche später, war der Tag der radikalen Veränderung da. Vor dem Jungen ein Haus, ein Garten, jugendliche Schülerinnen und Schüler und Erwachsene als Betreuungspersonal – die Eltern waren an eigene Kinderheim-Erfahrungen erinnert und standen mit versteinerten Mienen und verschränkten Armen neben der Szenerie. Als bald führten sie ab, nahmen ihre sorgvollen Gedanken mit, aber ließen ihren Sohn da. Neben diesem stand ein Koffer, mit Kleidung, Büchern, Süßigkeiten und hinter ihm niemand, der ihm jetzt den Rücken stärken könnte. Er fühlte sich ungeschützt, allein auf der Straße stehend, der zweite Kulturschock traf den Jugendlichen erneut unvorbereitet.

Während der drei Jahre Internat erlebte der Junge Höhen und noch mehr Tiefen, wenige Erfolge und eine Abwärtsspirale, bis an den Grund einer Grube.

Die neue Lebenswelt war anders als die Flimmerkiste-imprägnierte-Erfahrung: ein Haus, 13 Bewohner*Innen ähnlichen Alters, 24-Stunden-Betreuung im 3-Schicht-Betrieb, ein Gemeinschafts-Wohnzimmer, ein Badezimmer für 8 Jungen, eines für 5 Mädchen und der Einzug in ein Doppelzimmer, zu einem Typ, der seine Kopfhörer mit Heavy-Metal-Musik übersteuerte, zwei Meter groß und 150 kg schwer, ungepflegt und wortkarg war. Nach durchgehuschter Begrüßungsfloskel und ver Stolperter Einweisung in den Hausalltag, war die Abenteuerlust dem



Wunsch der Flucht gewichen und die Erkenntnis traf hart, hier gefangen zu sein. Es war niemand bereit das Kind an die Hand, oder in den Arm zu nehmen.

Der Junge spürte von Anfang an, dass er an der Herausforderung des Sozialraums Schule scheitern könnte, überall Jugendliche mit Behinderung, vor allem Blinde und mit Sehbehinderung, aber auch Mehrfach-Körperbehinderte-Jugendliche und nicht Wenige mit typischen und untypischen psychischen Belastungen. Schnell war klar, die Hauptschule, das toxische Familienerlebnis und die Selbstisolation hatten ihn nicht auf diese Konfrontation vorbereitet. Auch die neue Klasse hatte die Aufgabe des Außenseiters für ihn übrig. Die unliebsame Rolle und die Überforderung der Situation zerrütteten das Gemüt des Neulings weiter und IRGENDWIE fühlte sich das so gar nicht ANDERS an, vielmehr genauso wie er es kannte. Inzwischen konnte er die Rolle des traurigen, geknickten Jugendlichen, mal rebellisch und mal aufmüpfig spielen, Sie war ihm auf den Leib geschneidert. Er zeigte weithin unangepasstes Unterrichtsverhalten, Personenbeziehungen wurden nur oberflächlich intensiv geführt und Fehlritte aus Protest gleich mehrfach begangen. Das Wort „Behinderung“ wurde in dieser Zeit diskriminierend inflationär genutzt, aber selbst wurde nur ein schlecht-

sehen zuerkannt, ein Versuch, diesen Teil von sich und sich selbst von der Gruppe abzuspalten.

Den Heranwachsenden plagten stets die gleiche Angst und Wut, zerstörten positiv gemeinte Möglichkeiten und das Annehmen von ehrlich gemeinten Angeboten. Er



wusste einfach nicht wie das ging, dieses Freundschafts-ding. Zudem waren die anderen Internats-Geister von ihren eigenen Dämonen getrieben und konnten den Jungen daher nicht retten. Gehetzt von der Vereinsamung, drehte sich die Spirale weiter und zog den Jungen immer weiter nach unten.

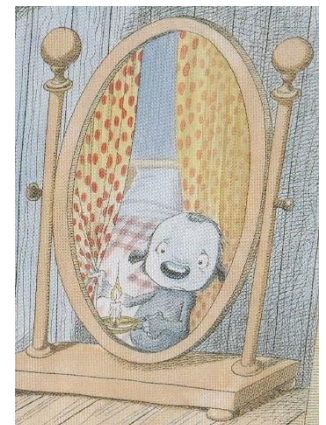
An einem Samstag im Frühjahr waren die Eltern auf Motoradtour, und nur der Junge konnte den Telefonhörer abnehmen, um die Nachricht zu empfangen, dass der längst entfremdete Bruder an Drogen verstorben war.

Eine kurze Zeit war der Heranwachsende im freien Fall, ganz ohne elterlichen Rückhalt, ganz ohne pädagogischen Kompass. Die Eltern nannten es, in ihrer unendlichen Trauer um den älteren Sohn, im Unverständnis einer Kinderseele – Pubertät. Das versteinerte Kinderherz empfand es stattdessen als erneutes scheitern am Leben, mit dem Gefühl unwichtig-zu-sein, verdammt.



Der tote Bruder hinterließ eine nie gelebte geschwisterliche Liebe. Der abwesende Vater, unfähig eine angstfreie Beziehung zu seinen Kindern herzustellen, jetzt wegtriftend, hin in sture, teils stundenlang ritualisierte Friedhofsgänge und ferner denn je. Die Vereinnahmung durch die über-alles-wachende Mutter nahm in der Trauerzeit rapide ab, kam aber dann, in neuer Form, schleichend zurück.

Der Jugendliche wurde zur Metamorphose gedrängt, weg von der individualisierten Kind-Rolle, hin in eine deformierte Mutter-Sohn-Beziehung, eine konstruierte und zugeschriebene Rolle als Berater, Seelsorger und Therapeut, immer wissend und wachend wo der eigene Platz ist. Mit der Rollenübertragung wurde ihm auch die emotionale



kümmern-ohne-Grenzen-Bedürfniserfüllung auferlegt. Die ambivalente Ich-Stimmung der Mutter wirkte sich dabei verunsichernd aus. Fehler wurden nicht bestraft, sondern verbucht und aufgerechnet, diskutiert und zerredet, wobei Erfolge glorifiziert und wie



Pokale herumgereicht wurden.

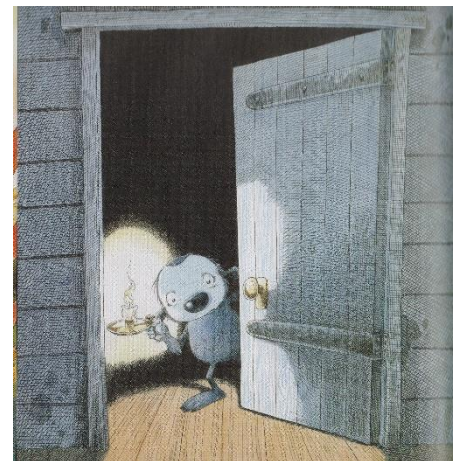
Der Heranwachsende, im Gefühlchaos ganz klein und unbedeutend, hatte schnell gelernt sich auf eine rationale, sachliche Ebene zu retten, eine kleine Scholle, die auf dem großen dunklen Etwas schwamm.

Das Thema war die emotionale Unzulänglichkeit des Ehemanns, eine ewige Diskussion, die den Vater als Person negierte. Alle Akteure führten ein Leben in verkehrten Rollen. Irgendwann, fast erlösend, kam ganz nach ihrem Ermessen, auch offiziell die Scheidung. Altruistisch, engelsgleich überließ sie ihm Hab und Gut und mit der geforderten Absolution des Sohnes verließ sie das Nest und setzte sich in ein anderes, welches bereits bereit war und auf sie wartete.

Irgendwann auf diesem verschlungenen Weg war dem Heranwachsenden derart schwindelig, dass er eine Auszeit suchte, einen kleinen Moment der Ruhe. Diesen fand er in den Erinnerungen an den Bruder. Der Junge kostete vom Pech, und empfing den Moment, der ihm ganz allein gehörte und zu einem ungeahnt großen See aus Stille wuchs. Das darin waten legte jegliche Auseinandersetzungsinitiative, überhaupt jegliche Kraftanstrengung und Elan lahm. Nur ein kleiner musischer Keim erwachte in dieser Stille, der erst viele Jahre später spieß.

Drei Schuljahre unter Betäubung, teilten die Welt in schwarz und weiß, in up-or-down. Die wöchentlichen Heimfahrten blieben zur Ausnüchterung. Emotional waren die rhythmischen Ortswechsel, Herkunftsstadt und Bildungsort, nur noch ein Wechsel von Gefängnismauern und Insassen.

Zeit hat eine tröstliche Eigenschaft: sie vergeht. Und erneut sieht sich der Junge mit der Zukunft konfrontiert. Die Schule ist aus, ein letzter Gong, der Schulabschluss in der Tasche und



die Flucht begann von Neuem. Der Blick zurück, auf abgebrannte Brücken, niedergerissene Zelte, wies die Richtung.



Eine neue Stadt, eine weitere Schule und noch, noch weiter weg von zuhause. Jede Entfernung, die der junge Erwachsene zwischen sich und der Herkunftsstadt bringen konnte fühlte sich gut an. Andererseits empfand er es auch stets als weglaufen und war beschämt, sich auf diese Weise aus der Situation zu stellen. Nichts davon fühlte sich wie Ankommen an, schon gar nicht wie eine neue Chance.

Die Entflechtung der Mutter-Kind-Beziehung war über die Jahre auch nur räumlich. Längst bestand eine Einflussnahme, die über hunderte von Kilometern wirkte, doch im telefonischen Kontakt weniger stark war. Noch immer abhängig, traf der Junge nur zu besonders rebellischen Zeiten und dann auch nur vage Entscheidungen selbstständig, stellte diese im Nachgang aber doch zur Diskussion. Eigenständige Ziele und Perspektiven waren bereits längst abhandengekommen.

Der Ortswechsel bewirkte etwas in dem Jungen: er ließ verknüpfte Erinnerungen zurück und gab einen kleinen Raum für neues Erfahrungserleben frei und die alte Abenteuerlust zerrte ihn aus der Grube zurück ins Licht. Einerseits nicht euphorisch, aber andererseits auch kein schockartiger Gefühlszustand, wartete der junge Mann verhalten optimistisch ab.

Der emotional Unreife traf hier auf eine ganz neue Gruppe von Gleichaltrigen. Menschen mit Behinderung, in ihrem Sein geordnet und kraftvoll, IRGENDWIE ANDERS und doch ganz normal.

Sie kannten die Entbehrung und den Verzicht, die Internatszeit mit sich bringt und selbst gesunde Eltern-Kind-Beziehungen verändert.

Der junge Mann traf auf eine Peer Group, die sich in ihren Erfahrungen ergänzte, sich mit ähnlichen Fragen zur Perspektiventwicklung quälte und gleiche Forderungen an das Leben stellte, nicht mehr IRGENDWIE ANDERS, sondern alles ganz typisch.



Es brach eine Zeit an, in der Alle ihrer Kindheit und Jugend entwachsen waren und den Aufbruch in die Zukunft spürten.



Ich hatte es satt der traurige kleine Junge zu sein. Ich wollte lachen können, nicht die Rolle des Außenseiters spielen. Ich erhielt Anerkennung für den Umgang mit schwierigen Lebenssituationen und empfand Scham dabei. Aufrichtigkeit hatte ich bis dato selten erfahren, und wenn, hatte ich sie nicht erkannt. Aber hier, spürte ich die Echtheit, die Authentizität und

Empowerment. Ich erkannte neue Facetten meiner Persönlichkeit, nicht alle sind sehenswert, aber ein Teil vom Ganzen.

Weit ins Erwachsen-sein hinein blieben Aspekte der Vergangenheit unerinnert, unbearbeitet und unbeantwortet. Die Auseinandersetzung mit mir und mit meiner Behinderung fand damals, vor 23 Jahren, noch nicht, sondern erst heute, statt.

Der Kontakt zum Vater besteht weiterhin auf oberflächlicher Basis, aber im Stillen weiß ich, dass da eine tiefe Verbundenheit herrscht, die wir beide nicht aussprechen können. Der Kontakt zur Mutter besteht seit kurzem nicht mehr, daher kann die Situation nur einseitig aufgearbeitet werden. Den Kontaktabbruch meinerseits, werte ich aber nicht als Niederlage, sondern als späte Emanzipation.

Mein innerer Kritiker ist groß, so um die zwei Meter, 150 kg schwer, aber mein inneres Kind hält ihn in Schach, es ist ein Mädchen von 8 Jahren, viele Aspekte meines Lebens lasse ich durch ihre Augen wieder erleben. Sie kann so sehr viel besser meine Gefühle wie Angst, Wut und vor allem Freude ausdrücken.

Mein Fazit: IRGENDWIE ANDERS zu sein, ist das Normalste von der Welt.

